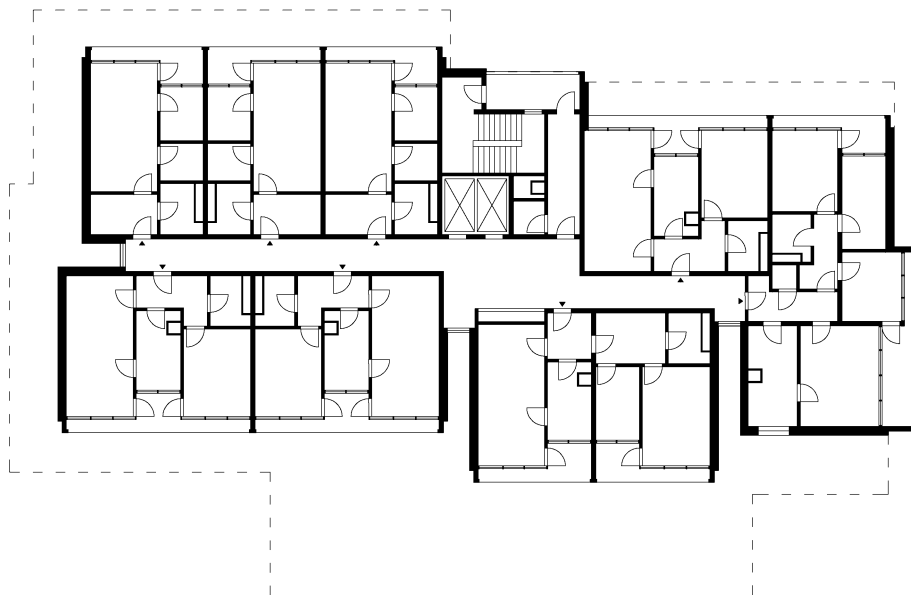




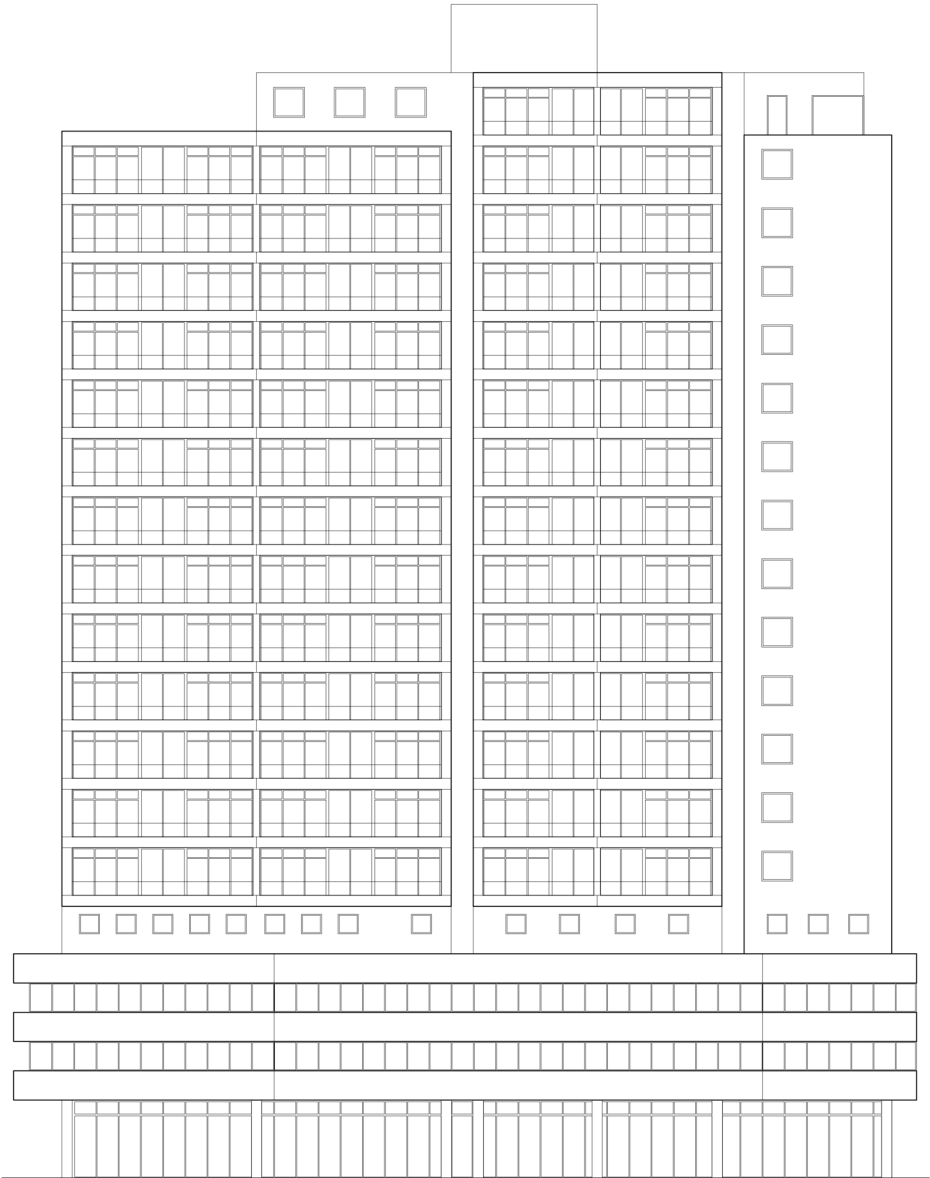
Forschungsgegenstand

West

- 1 Friedrichstraße. Fotografie von Pauli Beutel
- 2 Lageplan / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:1.000. Zeichnung von Jonas Trittman
- 3 Regelgeschoss / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittman
- 4 Ansicht West / Wohnhochhaus in der Friedrichstraße, Maßstab 1:500. Zeichnung von Jonas Trittman







## Erste Annäherung. Mit Mut zur Lücke

*Bitte beachten sie beim Aussteigen die Lücke zwischen Zug und Bahnsteigkante*, warnte eine mechanische Frauenstimme während der Einfahrt in den U-Bahnhof. Noch eine Station bis zur Ankunft am ersten Ort meiner Forschung. Am Zielbahnhof fiel mir als Erstes die blaue Farbe ins Auge – schmutzig hellblaue Kunststoffplatten verkleideten die Wände. Das Stationsschild verkündete in weißer schnörkelloser Schrift auf rotem Grund den Stationsnamen: „Hallesches Tor“. Ein- und ausgestiegen war ich hier in meinem Leben schon unzählige Male. Doch dieses Mal wollte ich dem vertrauten Ort begegnen, als wäre er mir fremd.

Der Waggon kam auf der Höhe einer größeren Gruppe Menschen zum Stehen. Um eine Sitzbank fanden sich um die zehn Personen versammelt, Bier- und Schnapsflaschen wurden herumgereicht, einige rauchten Zigaretten. Flüchtig musterte ich im Vorübergehen die Gestalten. Kaum, dass ich sie passiert hatte, krächzte mir von der Seite eine Stimme ins Ohr: *NAAAAAAAAAA????!!* Ich erschrak und wich zurück. Einen Augenblick lang musterte ich ihn, dann hatte ich keinen Zweifel mehr – es war tatsächlich wieder der Schreihals. Seine funkelnden Augen blickten mich durchdringend an. *Haste mal 'ne Mark?!*, fragte er mit knarzender Stimme. Mich erstaunte, dass er „Mark“ gesagt hatte, gab es diese doch seit einigen Jahren nicht mehr. Mein irritierter Gesichtsausdruck schien ihn zu amüsieren. Er grinste, als er einen Schritt auf mich zu machte. Derweil griff ich in meine leeren Hosentaschen und schüttelte verneinend den Kopf. Meine Antwort betrubte ihn nicht. Geradezu erheitert deutete er mit dem Zeigefinger auf mein Gesicht: *Aber da – da hast du was!*, krächzte er. Fragend fasste ich mir ans Kinn. *Weiter oben!*, wies er mich an. Suchend strich ich mir über

die Wange. *Stück nach rechts!* Neben meinem Mundwinkel fühlte es sich ein wenig rau an, dort klebte etwas. Mein Gegenüber nickte. Mit dem Daumen rieb ich die Stelle – ich hatte Zahnpasta im Gesicht. Zufrieden wandte er sich ab und lief in Richtung Ausgang. Mein Dankeswort hatte er wohl gerade noch gehört. Ohne zurückzusehen hob er im Gehen die Hand, nahm mit Schwung mehrere Stufen, lachte laut auf und verschwand die Treppe hinauf.

Verdutzt schaute ich ihm hinterher und beschloss ihm zu folgen. Der Ausgang, Richtung Hallesches Ufer, Tempelhofer Ufer, Gitschiner Straße führte zunächst auf ein kreisrundes Zwischengeschoss. Rundum zeugten alte schwarz-weiß Fotografien an den Wänden davon, wie es dort früher einmal ausgesehen hatte. Eindruck machte auf mich eine alte Aufnahme, die eine eingebrochene Hochbahnbrücke und kriegszerstörte Häuser zeigte. Auf der Zwischenebene lag links ein Kiosk, rechts zweigte ein türkisblauer Tunnel ab – der Übergang zur U-Bahnlinie 1. In der Mitte führte eine Treppe nach draußen. Von dort oben drang die Stimme des seltsamen Herrn. Mir schien als riefte er nach jemandem.

Geschwind eilte ich die Stufen empor. Über diesen Ausgang gelangte man direkt unter ein zweistöckiges Wohnhaus. Es war Teil einer Wohnbebauung, die einen runden Platz von etwa 125 Meter Durchmesser umfasste. Wie ein großes offenes Tor bildete das Gebäude an dieser Stelle über dem U-Bahnausgang einen breiten Durchgang, durch den der Hauptstrom des Publikumsverkehrs ein- und ausging.<sup>1</sup> An seinem gegenüberliegenden Ende im Norden war der Häuserkreis geöffnet, sodass die Formation aus der Luft besehen einem Hufeisen ähnelte. Von diesem Standpunkt aus nur knapp zu sehen, reihte sich dahinter ein zweiter Gebäuderings, der um ein Stockwerk höher war. Außerhalb der Ringbebauung ragten zu beiden Seiten Hochhäuser empor. Suchend drehte ich mich und trat aus dem Ringkreis heraus, sozusagen „vor das Tor“. Den Blick nach oben gerichtet bewunderte ich die üppige Bepflanzung der Balkone. Auf dem überschaubaren Platz fielen eine schlichte große Standuhr, eine Hinweissäule der U-Bahn und vier Bruchstücke marmorer Säulen ins Auge. Wie ich später von einem Anwohner

1 An ungefähr dieser Stelle hatte sich einst ein Stadttor befunden. Ab dem 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das Hallesche Tor eines der Tore der Berliner Zoll- und Akzisemauer. Der Abbruch der Mauer erfolgte 1868. Vgl. Reuther, H. (1985): 96.

erfuhr, waren diese Artefakte angeblich Überreste einer Arkade, die Teil der alten Bebauung des Platzes war, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Zwischen den beiden Wohnbauringen verlief ein verkehrsberuhigter Bereich. Rechter Hand bog ich ein und durchschritt die östliche Kurve. Von der inneren Ringbahn zweigten Hauseingänge und zahlreiche Unterführungen ab, die auf den großen runden Mehringplatz führten. Die äußere Reihe beherbergte im Erdgeschoss Gewerbeflächen. Im Vorübergehen blickte ich in die Fenster dieser Geschäftszeile. Dort reihten sich seinerzeit aneinander: ein geschlossenes griechisches Restaurant; ein Schuh- und Schlüsseldienst mit einer Auswahl von Damenhandtaschen an einem Kleiderständer vor der Tür; ein Obst- und Gemüsehändler, der zusätzlich auch einen Telefon-, Fax- und Kopierservice sowie Tabakwaren anbot; zwei ungenutzte Gewerbeflächen, eine Bürogemeinschaft; ein weiterer Leerstand, dessen Zugang mit Maschengittern versperrt war; ein „Sozialladen“; ein Café; ein Friseursalon für Damen und Herren; und ein großes Optikerfachgeschäft. Ich passierte die Öffnung des „Hufeisens“ und bog in die Westkurve ein. An Geschäften entdeckte ich dort ein türkisches Restaurant; eine Apotheke; ein Bekleidungsgeschäft; eine Spielothek; eine Kneipe; ein Kosmetikstudio; einen Blumenladen; ein weiteres Café; eine Reinigung und einen Zeitungsladen. Das letzte Stück des äußeren Rings bildete dort der Neubau einer großen Versicherungsgesellschaft, der die Kreisform exakt aufnahm. Sodann hatte dieser erste Rundgang mich zurück an meinen Ausgangspunkt geführt.

Von dort aus durchschritt ich nun das „Tor“. Fünf flache Stufen führten hinab auf den kreisrunden Platz. Eine der bedeutendsten Straßen der Stadt begann hier – die Friedrichstraße, wenngleich man ihr ihre ruhmreiche Geschichte an dieser Stelle nicht ansah. Seit geraumer Zeit schon war der Platz in eine große Baustelle verwandelt, Bauzäune machten ihn weitgehend unzugänglich. In der Mitte des Platzes wachte, von einer marmornen Säule aus, ein kupferblauer Engel<sup>2</sup> über das Geschehen.

- 2 Die Friedenssäule mit dem Friedensengel, der kupferblauen Victoria, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts von Cantian geschaffen. Vgl. Wünsch, F.R. (1998): 22. Errichtet wurde sie zum Gedenken des Sieges über Napoleon. Vgl. Berndt, P. & Sinning, H. (2016): 182.



Hinter einem Bauzaun entdeckte ich den Schreihals wieder. Er stand inmitten einer Gruppe von Männern, mit denen er recht aufgeregt diskutierte. Einer dieser Herren hockte umringt von den anderen am Boden. Zu ihm beugte sich der Schreihals vor. Es sah aus, als ob dann etwas ausgetauscht wurde. Sogleich stahl der Wüterich sich wieder hastig davon, wobei er sich gehetzt umblickte. Rund 100 Meter vom U-Bahnhof entfernt verschwand er in ein Hochhaus, das eine prominente Stellung unter den Gebäuden dieser Großwohnsiedlung einnahm. Was trieb der Schreihals dort?

Sichtlich in die Jahre gekommen markierte dieses hohe Haus das weniger schöne Ende der eleganten Straße. Seine Außenwände hatten einen braun-gelblichen Farbstich. Die Bausubstanz wirkte deutlich von der Zeit gezeichnet, hier und da bröckelte der Beton. Eiserne Klammern sollten verhindern, dass an besonders maroden Stellen gar Teile herababstürzten. Ich nahm das Haus genauer in Augenschein: Sein Eingang lag zurückversetzt, wodurch ein überdachter Vorraum entstand. Darüber ruhten auf dunkelgrauen Pfeilern die ersten beiden Geschosse. Sie bildeten einen im Verhältnis breiteren Sockel, auf dem sich der große Teil des Gebäudes als Turm erhob.<sup>3</sup> Die Fenster in diesen beiden Sockel-Stockwerken wirkten recht klein. Mir erschien dieser Gebäudeteil eher in sich gekehrt – insbesondere im Vergleich mit den Fenstern des Turms, die in großzügiger Offenheit fast die volle Höhe der Geschosse einnahmen. Den Sockel durchzogen ober- und unterhalb der Fenster drei Reihen schmutzig hellgrauer Platten, die seine Fassade horizontal gliederten. Im dritten Stock – oberhalb des Sockels und am Fuße des Turms – befand sich eine nur von wenigen Standpunkten aus einsehbare Zwischenebene mit winzigen vergitterten Fensterluken. Wie ich später herausfand, lagen hinter ihnen zusätzliche Lagerabteile für die Hausbewohnerinnen und -bewohner.

- 3 In einem Vortrag von Matthias Sauerbruch über Hochhausbauten an der Leibniz Universität Hannover im Jahre 2019 hatte ich vom Phänomen der Fallwinde gehört, die so kräftig werden können, dass der Aufenthalt in der unmittelbaren Nähe eines Hochhauses nahezu unmöglich wird. Entgegenwirken kann ein Sockelgeschoss. Machte dieser Vorsprung in der Konstruktion dieses hohen Hauses in diesem Zusammenhang womöglich bereits einen wesentlichen Unterschied?

Ich schaute aufwärts. Ab dem dritten Stock lagen die großen Fenster der Wohnungen leicht zurückversetzt. Davor liefen dunkle Maschengitter entlang, die sich hüfthoch als Brüstung über die volle Breite der Wohneinheiten erstreckten. Zu jeder gehörte eine kleine Loggia. Gut zu sehen war, wie sich die Bewohnerschaft diese privaten Außenräume einrichtete: Balkonmöbel aus Holz, Plastik oder Metall, Sonnenschirme, eine kleine Hollywoodschaukel, Markisen – allesamt rot-orange, Teppiche über den Brüstungen, Wäscheleinen und -ständer, Blumenkästen, in Einzelfällen üppig zugewucherte Wände und gar kleine Bäume, Satellitenschüsseln, Fahrräder ... und manche Abteile sahen, zumindest von hier unten, gänzlich leer und ungenutzt aus. An den Außenwänden des Gebäudes waren eindrücklich die Bauteile zu erkennen, aus denen es zusammengesetzt worden war. Gut ließ sich nachvollziehen, wie die großen Betonplatten die einzelnen Einheiten bildeten, wie sie die Wohnräume voneinander trennten und dabei gleichwohl Elemente waren, die die Nachbarinnen und Nachbarn miteinander teilten.

Mein Blick wanderte wieder herunter: Die gläserne Haustür saß inmitten eines grauen Betonkubus, der von einer Wand aus Glas gerahmt wurde. Durch die Tür blickte man in ein geräumiges Foyer. Seine Wände waren aus braunem Backstein. Links, unmittelbar neben dem Eingang, war die Hausnummer angebracht. Stellenweise war die Ziffer angekokelt worden, etwas geschmolzener Kunststoff war am Schild heruntergelaufen. Unter den Rahmen hatte jemand mit Kreide ein kleines weißes Herz gemalt.

Ich trat einen Schritt zurück. In der Fußgängerzone strömte eine Menge Menschen vorüber. Um das Treiben in Augenschein nehmen zu können ohne dabei störend im Weg zu stehen, stellte ich mich neben einen großen Blumenkübel in der Nähe des Eingangs. Das Publikum zu dieser nachmittäglichen Stunde war mannigfaltig gemischt: Frauen und Männer in unterschiedlichster Businessbekleidung, Reisegruppen und Schulklassen aus aller Welt mit vielen Taschen, Rucksäcken und Einkaufstüten im Gepäck. Wenige Meter weiter nördlich begann schon das facettenreiche Geschäftsviertel der Friedrichstraße, rundherum lagen gleich mehrere touristische Attraktionen der Stadt. Viele radelten durch das Bild, nicht selten mit rasanter Geschwindigkeit. Immer mal wieder tauchten Gestalten auf, die Obdachlosigkeit oder Drogenabhängigkeit vermuten ließen. Schlurfend oder gehetzt zogen sie ihre Bahnen.

Eine Zeit lang versuchte ich mir jede einzelne Person zu vergegenwärtigen, die vorbeiging. Unter ihnen waren auch Anwohnerinnen und Anwohner auf ihren alltäglichen Wegen. Manchmal gelang es, sie daran zu erkennen, dass sie Wege anders kreuzten oder mitunter etwas langsamer, etwas „anders“ gingen. Meist aber fielen sie mir erst als solche auf, wenn sie den Hausschlüssel zückten und in Richtung Eingang abbogen. Wenige Meter von mir entfernt kickten Jugendliche einander einen schwach aufgepumpten Fußball zu. Ein Schuss ging daneben und der Ball flog in meine Richtung. Ich spielte ihn zurück.

Hinter mir hörte ich, dass sich die Haustür öffnete. Heraus trat ein sehr großer junger Mann, der energischen Schrittes in Richtung des Supermarktes gegenüber marschierte. Kurz darauf vernahm ich das Schließen der Tür. Ins Haus zu gelangen, das wollte ich versuchen. Kurz darauf kam der Großgewachsene schon wieder zurück. Kaum, dass er an mir vorüber war, folgte ich ihm zum Hauseingang. So viel Selbstverständlichkeit wie möglich suchte ich in meine Schritte zu legen. Als er seinen Schlüsselbund aus der Hosentasche zog, hielt ich diskreten Abstand und grüßte, als er mir einen Blick über die Schulter zuwarf. Er nickte und hielt beim Eintreten die Tür für mich auf. Die Funktion der Tür, sie diene gleichermaßen dem Ausschließen Fremder wie dem Durchlassen der Bewohnerschaft. Ich trat über die Schwelle.<sup>4</sup> Von dem dunklen Mauerwerk des Foyers hob sich diejenige Wand ab, die die beiden roten Aufzugtüren rahmte – sie war mit dunkelroten Mosaiksteinen in vielfältigen Schattierungen bestückt. Der junge Mann drückte den Rufknopf für den Fahrstuhl, der sogleich rot umrandet aufleuchtete. Mit federndem Gang ging er im Foyer auf und ab und musterte mich derweil aus dem Augenwinkel. War ihm klar, dass ich nicht zum Haus gehörte? Merkte er mir meine leichte Nervosität an? Für die Eröffnung einer Unterhaltung, wollte mir kein sinnvoller Anlass einfallen. Drum ließ ich meinen Blick wartend umherwandern: An der Wand ein Mülleimer, linkerseits ein Mauervorsprung, der als Sitzfläche dienen konnte. Ein Schild, das recht hoch darüber aufgehängt worden war, verkündete die Order: „Der unberechtigte Aufenthalt im gesamten Bereich der Hauseingangs-

- 4 Damit passierte ich einen Übergang von einer Zone der Öffentlichkeit hinein in einen teil-privaten Raum. Über die Bedeutung von Schwellen in Architektur und Städtebau vgl. Boettger, T. (2014): 21.

halle ist nicht gestattet“ ... Rechts neben den Aufzügen war ein gläserner Schaukasten mit allerlei Ankündigen der Hausverwaltung angebracht. Das rote Licht des Rufknopfes erlosch. Selbstredend überließ ich dem Hausbewohner den Vortritt. Die Fahrstuhlkabine war gut zwei Meter tief, einen Meter breit, und etwa zwei Meter hoch. Eine Edelstahlverkleidung verkleidete Wände und Decke, der Bodenbelag war aus einem genoppten Gummi, Geländer fanden sich auf Hüfthöhe, an beiden Seiten der Decke war eine matte Beleuchtung aus kreisförmigen Leuchten angebracht und an der linken Wand nahm ein großer Spiegel die volle Länge und halbe Höhe des Raumes ein. In der Kabine wartete ich ab, welche Etage der junge Mann ansteuern würde – denn im gleichen Stockwerk zu landen wie er, galt es tunlichst zu vermeiden. Zudem, so dachte ich, sollte ich nicht das oberste Geschoss wählen – denn ich nahm an, dass Fremde, die sich ins Haus schlichen, meist genau eben das taten. Während der Fahrt wurde weiterhin kein Wort gesprochen. Er stieg in einem Stockwerk im oberen Drittel aus. Zum Abschied nickten wir einander stumm zu. Meine Fahrt endete dann bald darauf zwei Stockwerke unterhalb der obersten Etage.

Mit dem Öffnen der Fahrstuhltür wurde ich einer tiefroten Wand gewahr, auf der in schwarzer, schnörkelloser Schrift die Etagenzahl geschrieben stand. Ich stieg aus. Ein langer Flur führte nach rechts und links zu den Wohnungen. Zwei Fenster gab es, die spärlichen Lichtschein einließen – eines lag am langen Ende des Flures, das andere auf Höhe der Fahrstühle. Gegenüber den Aufzugtüren waren Briefkästen angebracht. Acht Stück waren es, so viel wie die Anzahl an Wohnungen auf der Etage. Ungewöhnlich, dass sich in einem so großen Gebäude die Briefkästen auf den Etagen befanden – welch ein erheblicher Mehraufwand für die Post. Hinter mir schloss die Aufzugtür und man konnte hören, wie der Fahrstuhl in Bewegung versetzt wurde. Gerade war ich im Begriff die Namensschilder auf den Briefkästen zu studieren, als von der nächstgelegenen Wohnungstüre Geräusche drangen. Als ungebeter Besucher ertappt zu werden, galt es zu verhindern. Spontan beschloss ich den Rückzug durch das Treppenhaus. Neben den Aufzügen befand sich eine Drahtglas-Tür. Geschwind eilte ich hindurch und drückte sie gegen den sanften Widerstand des federnden Schließmechanismus leise hinter mir zu. In diesem Durchgangsraum begegnete mir ein intensiver süßlicher Geruch, der vom Müllschlucker verströmt wurde. Am Fußboden fiel mir

eine Plastikfolie auf, die an den Außenkanten mit Klebeband befestigt war.<sup>5</sup> Für nähere Inspektionen war indes keine Zeit. Nach wenigen Schritten war ich an einer weiteren Tür, die auf einen Balkon führte. Beim Öffnen verspürte ich einen kräftigen Sog. An ihrer Außenseite war keine Klinke angebracht, nur ein Handknäuf mit einem Schloss darunter. Ohne Schlüssel gab es hier kein Zurück.

Für einen Moment ließ ich den beeindruckenden Blick vom Balkon über den Osten der Stadt auf mich wirken. Dann gelangte ich durch eine weitere Tür ins Treppenhaus. Über helle Betonstufen in „Terrazzo“-Optik ging es hinab – 15, 14, 13 ... die Kennzahl jedes Stockwerks stand schwarz an der schmutzig gelben Wand geschrieben. Der Abstieg führte vorbei an rot lackierten Rohren und Heizkörpern – ungewöhnlich, dass das Nottreppenhaus über Heizungen verfügte. Hier und da fanden sich kleine und größere Löcher im Putz der Wände und zudem Kritzereien mit unterschiedlichen, zum Teil obszönen Botschaften. Bemerkenswert fand ich Graffiti, die offenbar mit Feuerzeugen an die Treppenunterseiten gebrannt worden waren. Vereinzelt lagen Überbleibsel von Drogenbesteck wie Aluminiumfolie, Taschentücher oder Spritzen-Deckel auf dem Boden. In einer Ecke hatte jemand seine Notdurft verrichtet. Durchweg roch es scharf nach Urin. Die Unwirtlichkeit des Treppenhauses beschleunigte meine Abwärtsbewegung. Mit Schwung eilte ich hinab, bis mich mehrere Stockwerke tiefer ein gehöriger Schrecken ereilte: Um die Ecke biegend erblickte ich plötzlich zwei Gestalten – an die Wand gelehnt kauerten dort eine junge Frau und ein junger Mann, die einen zerrütteten Eindruck auf mich machten. Augenscheinlich hatte ich sie mitten in den Vorbereitungen ihres Drogenkonsums gestört. Besonders in Erinnerung blieb mir die Frau, die völlig abwesend gewirkt hatte, mehr noch, die mir vorgekommen war, als ob sie das Tageslicht in sich aufsaugen würde wie ein schwarzes Loch. Der Mann hingegen fuhr überaus hektisch auf. Nuschelnd fragte er mich nach einer Zigarette. Laut verneinte ich und drosselte mein Tempo. Langsamem Schrittes näherte ich mich den beiden, wobei sie regungslos

- 5 Eine gängige Methode, um schadhafte Stellen Asbest belasteter Bodenplatten vorläufig abzusichern. Dies erfuhr ich von Karsten Michael Drohsel, der neben unzähligen Kenntnissen auch professionelle Erfahrung mit Asbestsanierungen gesammelt hat.

verblieb, er aber soweit wie möglich in die Ecke auswich, sodass ich halbwegs gut passieren konnte. Dicht am Geländer schob ich mich an den beiden vorbei. Kaum, dass ich ihnen den Rücken zugewandt hatte, beschleunigte ich meinen Schritt. Endlich unten angekommen trat ich durch eine Tür aus Sicherheitsglas hinaus ins Freie.

Das Treppenhaus hatte mich zur Rückseite des Hauses geführt. Das Erste, was ich dort auf der Hinterseite erblickte, war ein Bauzaun, der den Zutritt zu einem kleinen Spielplatz versperrte. Dahinter lag eine von Bäumen umringte PKW-Stellfläche von der Größe eines halben Fußballfeldes. Grob geschätzt waren an diesem frühen Abend knapp etwas mehr Parkbuchten belegt als frei. Ich begab mich zur Mitte des Parkplatzes und schaute von dort zurück auf das hohe Haus. Bei dieser Betrachtung fiel mir zum ersten Mal auf, dass das oberste Stockwerk anders beschaffen war als die anderen. Es lag zurückgesetzt und erstreckte sich auch nicht über die volle Breite der darunterliegenden Etagen. Es wirkte beinahe so, als ob obenauf ein flacher Bungalow gesetzt worden war. Darüber strebte eine große Antenne in die Luft. Etwa in der Mitte des Gebäudes befand sich, dunkelgrau abgehoben, das Treppenhaus und teilte die Fassade in zwei Hälften. Klar abgegrenzt ließen sich darin die Wohneinheiten unterscheiden. Reihe für Reihe sah ich sie mir an – im ersten Durchlauf von oben nach unten, darauf von links nach rechts. Weit oben erregte etwas meine Aufmerksamkeit: An einer der Balkonbrüstungen flatterte etwas im Wind. Ein Handtuch, wohl zum Trocknen dort aufgehängt, bäumte sich mehrmals auf, bevor es den Halt verlor und über das Geländer rutschte. Vom Windzug wurde es ein paar Meter weitergetragen – es schien als ob das Tuch tanzte – dann segelte es außerhalb meines Blickfelds zu Boden. Nach kurzer Suche entdeckte ich es hinter einer Hecke und entschied es an mich zu nehmen. Mit dem Tuch in der Hand lief ich um das Haus herum zurück zum Haupteingang. Gerade kam eine alte Dame mit einem Einkaufsroller aus dem Haus. In wenigen Worten erklärte ich ihr, auf welche Weise ich zu dem Handtuch gekommen war. *Na von welchem Balkon ist es denn geflogen?*, fragte sie in etwas barschem Ton. Misstrauisch beäugte sie mich. *Geben sie mal ruhig her. Ich leg es auf dem Rückweg auf den Sims. Ich gehe nur eben was einholen. Schönen Tag.* Sie verstaute das Handtuch in ihrem Gefährt und ging gegenüber in den Supermarkt. Dort neben dem Eingang stand ein Herr,

der den Leuten beim Kommen und Gehen die Türe aufhielt. Ab und an drückte ihm jemand dafür wohl eine Münze in die Hand. Die alte Dame grüßte ihn freundlich.

*Mensch! Pass doch auf!*, schimpfte jemand. *Pass doch selber auf, Mann!* Beinahe war es in der Fußgängerzone zu einer Kollision zwischen einem Fahrradfahrer und einem Passanten gekommen. Die beiden Beteiligten tauschten bitterböse Blicke. Angesichts der Fülle von Menschen, deren Wege sich hier zu den betriebsamen Zeiten kreuzten, überraschte es nicht, wenn es ab und an zu Tumult kam. War es aber andererseits nicht bemerkenswert, dass die Menschen nicht viel öfter zusammenkrachten? Die alte Dame von vorhin kam wieder aus dem Supermarkt. Sie und der Mann, der in Hoffnung auf Spenden die Türe aufhielt, grüßten sich auch zum Abschied wieder beinahe herzlich. Ihr Einkaufsroller war bis über den Rand voll – so voll, dass eine Packung Nudeln auf den Boden fiel. Ohne das geringste Zögern trat der selbsternannte Pfortner von seinem Posten und half der Dame, wofür sie sich überschwänglich bedankte. Lächelnd gingen die beiden auseinander. Und ich begab mich nachdenklich zurück zum U-Bahnhof. Den Schreihals sollte ich sobald nicht wieder sehen.

Für meinen Rundgang hatte ich mir vorgenommen, mich dem vertrauten Ort zu nähern, als wäre er mir fremd. Damit bezog ich mich auf Zygmunt Bauman, der die Aufgabe der Soziologie darin sieht, das „Vertraute unvertraut zu machen und das Unvertraute vertraut“<sup>6</sup> und auch auf Pierre Bourdieu, der die Überzeugung vertrat, man müsse „das Vertraute exotisch [...] machen, indem man mit den geläufigen Verhältnissen bricht, mit den gewohnten Lebens- und Denkweisen, welche einem nicht einsehbar erscheinen, weil sie zu bekannt sind“.<sup>7</sup> Das ausdauernde und genaue Hinschauen war mir in diesem Zusammenhang eine Methode der Annäherung an das Untersuchungsgebiet gewesen.

6 Vgl. Bauman, Z. (2017): 118.

7 Bourdieu, P. (1988): XI.

Eine Fülle von Themen war mir bereits bei dieser ersten Begehung begegnet: Sanierungsbedarf und beginnende Bauarbeiten in der Großwohnanlage aus den 1970er Jahren, vereinzelter Ladenleerstand, Vorkriegsgeschichte, Tourismus, Vandalismus, Drogenkonsum. Zeitungs- und Fernsehberichte hatten mir im Vorfeld ein düsteres Bild gezeichnet: Ausländerinnen und Ausländer, Arbeitslose, Arme und Alte – wer hier lebte, tat dies nicht freiwillig, so lautete das Vorurteil. In Zeitungsartikeln und Fernsehberichten tauchten Hochhauskomplexe seit Jahren immer wieder als Sinnbild sozialer Probleme auf. Doch was wurde wirklich gewusst? Hausverwaltungen ahnten vielleicht vage, wer in den von ihnen verwalteten Wohnungen wohnte, Bezirksämter verfügten über allgemeine Kennzahlen zur Zusammensetzung der Bevölkerung – doch was sagte das über die Menschen aus, die hier tatsächlich lebten? Im Sinne meiner Vorbilder der Stadtforschung musste ich mir selbst ein Bild machen – doch wie? Gegenüber der Haustür hätte ich nur lange genug ausharren müssen und zwangsläufig wäre mir dabei das Gros der Bewohnerschaft begegnet. Doch was hätte ich auf diese Weise in Erfahrung gebracht? Wäre ich dort nicht vor allem meinen eigenen Vorurteilen darüber begegnet, wer diejenigen seien, die ich dort sah? Aus erster Hand selbst Geschichten über das Leben im Haus in Erfahrung zu bringen, das war mein Anspruch. Wie aber würde ich dies anfangen? Zu diesem Zwecke Fragebögen in die Briefkästen zu werfen erschien wenig erfolgsversprechend – die Zahl der Rückmeldungen war dabei doch zumeist verschwindend gering.<sup>8</sup> An den Wohnungstüren zu läuten und sich als Forscher vorzustellen würde hingegen viele überrumpeln, so fürchtete ich – trat man damit doch direkt an die Schwelle zum Privatesten. Es musste folglich darum gehen, einen Weg zu finden, um mit den Bewoh-

- 8 Der Eindruck, dass die Kontaktaufnahme über den Briefkasten schwierig ist, hat sich durch eigene Studienarbeiten und den Austausch mit Forschungskolleginnen und -kollegen verfestigt. Auch im Rahmen dieser Arbeit sollte diese Vorannahme im späteren Verlauf eine Bestätigung erfahren.



nerinnen und Bewohnern ins Gespräch zu kommen – mehr noch: Es würde darum gehen, einen Gesprächsraum zu schaffen, in dem „bedeutungsvolle Begegnungen“ möglich wurden.<sup>9</sup> Wohl überlegt wollte es demnach sein, wie ich den Menschen hier gegenübertreten würde. In Gedanken vollzog ich nochmal meinen heutigen Weg durch das hohe Haus und stellte mir vor, wie mögliche Zusammenreffen mit ihnen verlaufen könnten. Wo und auf welche Weise drückte sich das Zwischenmenschliche in den hohen Häusern aus? Wie wirkten die verschiedenen Räume auf den Austausch der Hausgemeinschaft aus? Wo verliefen gemeinsame Grenzen und die Grenzen des Gemeinsamen? Im Alltag der Menschen des hohen Hauses galt es, den rechten Ort zu entdecken, an dem ich der Bewohnerschaft mit meinem Forschungsinteresse dazwischenkommen konnte.

- 9 So beschreibt Richard Sennett die notwendigen Fertigkeiten für eine gelungene Gesprächsführung im Rahmen ethnografischer Feldforschung. Vgl. Sennett, R. (2012): 41.